

# General Wilhelm Heinrich Dufour 1787-1875

Autor(en): **Scheitlin, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift**

Band (Jahr): **118 (1952)**

Heft 7

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-23751>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## General Wilhelm Heinrich Dufour 1787—1875

Preisrede gehalten an der Militärwissenschaftlichen Abteilung der ETH  
von Oberstlt. i. Gst. Otto Scheitlin

### I.

Auf dem Höhenweg der Landesausstellung 1939 belebte sich der eidgenössische Sinn. Ergriffen schritten wir durch die Räume: hier erhob uns das bunte Flattern der Gemeindewimpel, welche die Einheit in der Mannigfaltigkeit priesen; dort stimmte uns der schlichte Wortlaut des ersten Bundesbriefes besinnlich; und da, wo der Wehrmann seinen Waffenrock überwarf, fühlten wir den Ruf an Kraft und Entschlossenheit ergehen. Ein Raum aber strahlte tiefste Weihe aus: Seine Wand trug das schlichte Bild des christlichen Kreuzes, von dessen Wurzel das eidgenössische Banner und die Fahne des Roten Kreuzes aufstrebten. Im christlichen Kreuz schneidet die irdische Waagrechte nur flüchtig die emporweisende Senkrechte. Im Schweizerbanner leuchtet das ausgewogene Kreuz aus dem blutroten Tuch, dem uralten Zeichen der Freiheit. Und die Fahne des Roten Kreuzes kündigt im umgekehrten Bild von Opfer und Hilfsbereitschaft. Die drei Kreuze verstrahlen sinnbildlich die Idee unseres Landes, und im Zeichen dieser drei Kreuze stand auch das Leben General Dufours. Ein schönes Geschick fügte es, daß der Christ Dufour als Eidgenosse unserer Armee das gemeinsame, einende Feldzeichen gab und als Mann reifer Menschlichkeit der Welt das Wappen des trostreichen Roten Kreuzes schenkte.

Dufour, der Christ, Mensch und Eidgenosse! Aber die drei lassen sich nicht trennen; denn trotz der Vielfalt der Gaben, die eine Laufbahn reichster Erfüllung zeichnen, ersteht Dufours Bild in großartiger Einheit vor uns. Wie könnte es anders sein, da der General ohne lüsterne Streberei nur der menschlichen Pflicht lebte, und wie ließen sich Christ, Mensch und Eidgenosse trennen, da der Boden abendländischer Kultur durch die beiden Ströme christlicher Demut und antiker Humanität genährt wird, die Schweiz aber von je sich dem abendländischen Geiste verpflichtet wußte! Christentum und Humanität schaffen den milden Grund, aus dem der Baum festen Glaubens an das Gute wächst, dessen Früchte im strahlenden Sommerlicht warmer Heimatliebe reifen. So sieht das gelassen heitere Bild von Dufours Leben trotz der Bewegtheit aus; denn keine grelle Farbe eigennütziger

Selbstsucht prahlt darin; alles sammelt sich harmonisch auf das eine Ziel: dem Vaterlande zu dienen.

Wie notwendig aber bedurfte dieses Vaterland getreuer Diener! Es durchlitt, während Dufour seine Jugend verlebte, die bitteren Nöte des Zusammenbruches und der französischen Besetzung; es wand sich dann in den Krämpfen und Kämpfen der Neugestaltung, und es strebte über dem gelungenen Verfassungswerk von 1848 darnach, sich nach innen und außen als modernen Staat zu bewähren. Wenn in solch stürmisch zerwühltem und bewegtem Zeitmeer sich Menschen finden, die das Schiff des Staates unverdrossen rudern und steuern, so liegt darin eine Gnade; denn allzuoft läßt uns die Geschichte auf Staatsschiffe blicken, die im Sturm von Unbesonnenen gelenkt werden. Dufour mutet wie ein Steuermann an, und darum durfte Bundesrat Motta sagen: «Il est permis de se demander ce que la confédération serait devenue si elle n'avait pas trouvé sur son chemin, à une heure fatidique, l'homme qui personnifiait ces trois vertus essentielles: le sentiment du devoir allant jusqu'au scrupule, l'amour de la patrie conçu comme un culte et la haute discipline de l'intelligence contrôlée qui s'appelle la modération.» Dieser Mann war Dufour. Aus seinem Pflichtbewußtsein suchte er nach wahren Lösungen; er brauchte weder List noch Gewalt, weil es ja nicht um ihn und seine höhere Ehre ging, sondern um den Dienst. Aus seiner Heimatliebe wirkte er unentwegt für das Wohl des Landes und riß andere mit. So geschah es etwa, als er den Genfer Offizieren zurief: «Die Neutralität ist das Lebensprinzip der Schweiz. Wir sind stark, wenn wir nur wollen: also laßt uns wollen!» Oder es geschah, wenn er die Schweizer Schützen mahnte: «Eidgenossen! Ein Volk, mag es noch so klein sein, ist immer stark, wenn es einig ist, und wenn es dazu in einem Lande wohnt, das nackte Felsen, ausgedehnte Wälder, lange und schmale Defileen aufweist, und wenn vor allem die Bürger befeuert sind von einer wahrhaften Vaterlandsliebe und in den Waffen geübt, so wird das Volk unbesieglich sein. Der Beweis dafür ist an zwanzig Stellen in unsere Geschichte geschrieben.»

So war der Steuermann geartet, der gleich einem Niklaus von der Flüe den im Streit zerfallenen Schweizern aus christlich-eidgenössischer Seele heraus den Weg wies und mit ihnen die gefährliche Uneinigkeit überwand.

Werfen wir einen kurzen Blick auf Dufours Entwicklung. Sein Leben schwingt sich im weiten Bogen von 88 Jahren über die zwiespältige Zeit des 19. Jahrhunderts. Vor dessen oft düsterem Hintergrund leuchtet das starke Leben Dufours so, daß es wesentlich das zweite Drittel des Jahrhunderts in der Eidgenossenschaft beherrscht.

Dufour kam am 15. September 1787 in Konstanz zur Welt. Mit andern

mußte der Vater, begeistert von den Ideen der Aufklärung, das aristokratische Genf verlassen. Das Unternehmen einer Ansiedlung in Irland schlug fehl, so daß die Auswanderer gerne dem Ruf Kaiser Josephs II folgten, in Konstanz ein Gebäude der Dominikaner bezogen und dort eine Uhrenfabrik errichteten. Aber schon 1789, nach dem Ausbruch der französischen Revolution, kehrten die Dufours nach Genf zurück. Der Vater, vorerst in einer Zahl rasch wechselnder Ämter tätig, fand endlich als Landwirt seine Ruhe. Er und seine Frau verwalteten bescheidene Pfunde: ihre Bildung reichte nicht hoch; aber ihr gutes Herz wog dies auf. Darum gleicht ihr Wunsch demjenigen aller Eltern: Dem Sohn sollte es einst besser ergehen. Dufour trat 1797 ins Gymnasium ein. Der Reichtum der Talente erschwerte die Berufswahl. Dufour neigte zur Kunstmalerei und gab sich bei Arland heroischen Motiven hin. Dann wieder trat die Medizin ins Blickfeld. Endlich aber erfuhr Dufour von der Polytechnischen Schule in Paris. Da brach das technisch-militärische Interesse durch; der junge Mann überwand die Schwierigkeiten und reiste am 12. Dezember, dem Tag der Escalade, 1807 nach Paris. Er begann den Kurs im 140. Rang; nur vier Teilnehmer standen noch hinter ihm. Aber nun warf er sich mit heißem Eifer ins Werk: die Unsicherheit der Berufswahl lag hinter ihm; ein klarer Weg führte in die Zukunft. Als Fünfter beendete er die Polytechnische Schule, wählte sich die Waffengattung der Pioniere, bestand als Dritter die Aufnahmeprüfung an der Übungsschule in Metz, die er als Erster verließ. Im August 1810 beendete er seine Ausbildung, die ihn durch die besten Schulen der von Napoleon I. beherrschten ersten Militärmacht Europas geführt hatte. Nun wurde er zum aktiven Dienst nach Korfu kommandiert, der Insel, auf der nach der Odyssee die Phäaken wohnten und die Gärten des Alkinoos blühten. Unter Oberst Baudrand stieg Dufour, dank seiner hervorragenden Arbeit, rasch zum Stabshauptmann auf. Er kommandierte eine Pionierkompagnie und eine Abteilung des Pioniertrains. Bei einem Aufklärungsunternehmen an die Küste Albaniens segelten auf der Rückfahrt die Engländer heran. Das Unglück wollte es, daß die Munition auf dem Schiff in Brand geriet. Dufour warf sich, die schweren Verbrennungen nicht achtend, voll ausgerüstet ins Wasser und erreichte das Ufer in schlimmerem Zustand als einst der schiffbrüchige Odysseus. Da er nicht transportfähig war, blieb er als Gefangener auf Ehrenwort in Korfu. Inzwischen aber stürzte der Machtbau Napoleons ein: Der Rückzug aus Rußland und die Völkerschlacht bei Leipzig wendeten das Blatt der Geschichte. Korfu ging an die Engländer über, und Dufour kehrte mit seiner Kompagnie nach Frankreich zurück, eine kaiserliche Truppe, die nun dem König dienen sollte. Von Grenoble aus fuhr Dufour nach Hause; die hundert Tage Napoleons riefen

ihn aber wieder zum Dienst: Er wurde mit der Befestigung von Lyon zwischen Rhone und Saône beauftragt, löste seine Aufgabe glänzend, wurde aber nach Napoleons endgültigem Sturz auf Halbsold gesetzt und kam so nach Genf zurück

Das Kaiserreich, dem Dufour begeistert und mit Hingabe gedient hatte, war ausgewischt; das neue Königreich blieb vorerst ein Spielball der Mächte; Genf aber fügte sich durch den Wiener Kongreß und die lange Tagsatzung zur Eidgenossenschaft. Dadurch reifte für Dufour eine Entscheidung. Als ihm 1817 ein Kommando in Briançon angeboten wurde, sagte er: «Mein Entscheid ist getroffen. Ich bin nur noch mit dem Herzen Franzose. Ich verzichte auf alle Vorteile meines Standes, ohne daß ich weiß, was ich unternehmen werde. Ich kehre zu den Schweizerbürgern zurück und bin glücklich, wenn ich da die Seelenruhe wiederfinden kann, und wenn meine schwachen Gaben für meine Mitbürger von einigem Vorteil sein können.» So trat – wie Edgar Schumacher es faßte – «an die Stelle des Wirkens aus Lust und Ehrgeiz das Dienen aus Pflicht und Liebe.» Aber so klar auch diese Entscheidung war, so schlich doch in ihrem Gefolge Unsicherheit heran: Womit sollte Dufour sein Brot verdienen? Kurz entschlossen begann er an der Akademie Hydraulik, beschreibende Geometrie und Geodäsie zu lehren; bald leistete er auch Ingenieurarbeiten für Stadt und Kanton Genf; ebenso übernahm er politische Ämter. Als Militär trat er im Grad eines Hauptmanns zum Stab der eidgenössischen Pioniere. Von diesen Punkten ging das tätige Leben Dufours in der Eidgenossenschaft aus, von Stufe zu Stufe steigend, bis die klarste Höhe im Jahre 1847 erreicht war. Und bis zu seinem achtzigsten Geburtstag 1867 blieb Dufour im Dienste des Landes; dann wandte er während des deutsch-französischen Krieges 1870/71 seine Sorge noch an das Rote Kreuz. Am 14. Juli 1875 schlummerte er ohne Todeskampf ein. An seiner Bahre trauerte das ganze Volk; es hatte einen wahrhaft großen, einen vornehmen Mann verloren.

## II.

Wir haben zu Anfang ausgesprochen, daß Dufours Größe aus seinem Wirken als Christ, Mensch und Eidgenosse aufgeblüht sei. Es muß darum jetzt unser Anliegen sein, diesen Kräften nachzuspüren; aufzuweisen, wie sie sein Leben bewegten. Dabei liegt uns das Bild des Eidgenossen besonders am Herzen: wir werden es darum stärker hervorheben. Ehe wir aber zu deuten beginnen, wollen wir noch einmal betonen, daß Dufours Wesen eine schöne Einheit bildet, so daß, was wir vom Christen sagen, auch für den Eidgenossen, und was wir von diesem künden, auch für den Menschen gilt.

Der Christ Dufour stellte sich unter das Leitwort «Honneur et franchise.» Diese Parole barg keine Selbstgerechtigkeit; denn Dufour meinte nicht jene leicht verletzliche Ehre, mit der sich der unsicher Eingebildete panzert, und er meinte nicht den falschen Freimut schlangenfinker Zunge. Seine Ehre lag im Bewußtsein, als Gottes Geschöpf zu leben, und sein Freimut floß aus der Überzeugung, daß wohl getan sei, was das Geschöpf im Namen Gottes wirke. Aus diesem einfachen, festgefügteten Glauben brach die klare Richtung hervor, in der Dufour wanderte. Sie verlieh ihm jene Sicherheit, welche ihn bei der Ernennung zum General im Sonderbundskrieg schreiben ließ: «Gelassenheit und ein reines Gewissen . . . nur das bleibt uns!» Aus dieser Haltung wuchsen dann auch jene demütig starken Worte, die Dufour an die Tagsatzung richtete: «En remplissant mon devoir, je ne m'écarterai jamais des limites de la modération et de l'humanité. Je resterai éloigné des intrigues des partis . . . Puisse-je être utile à la patrie commune; puisse la divine Providence, ce qui vaudrait beaucoup mieux, la préserver des maux dont elle est menacée!» Dieses schlichte Bekenntnis weist auch daraufhin, daß der Soldat Dufour kein militaristischer Säbelraßler, sondern ein Mann des Friedens war. Krieg bedeutete ihm eine bittere und schmerzhaftete Krankheit, eine ultima irratio, der man sich nur in äußerster, nicht anders zu wendender Notlage verschreiben durfte und dann so handeln mußte, daß die Gewalt dem Frieden die Bahn brach. Denn der Christ Dufour blieb des Wortes der Bergpredigt eingedenk: «Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen.»

Hand in Hand mit Dufours christlicher Friedfertigkeit ging seine Hilfe für die Bedrängten; denn wiederum die Bergpredigt verhieß: «Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.» So durfte er am Schlusse des Sonderbundkrieges seiner Frau bekennen: «Partout où j'ai pu empêcher le mal je l'ai fait.» Und etwas früher bat er seine Frau: «Ne t'inquiète pas de moi, mais de tous ces malheureux qui vont être victimes des discordes civiles.» Das männliche Christentum sprach aber auch aus einer Szene in der Bundesversammlung, über die Dufour erzählte: «Der Präsident des Bundesrates, Herr Druey, ging so weit, zu erklären, er bedaure, daß man das Jesuitennest Fribourg nicht in Brand gesteckt habe. Ent-rüstung auf mehreren Bänken; ich selber sprang auf und rief: ‚Das hätte ich nicht zugelassen‘.»

Die Barmherzigkeit für die Bedrängten aber fand ihren reinsten und reifsten Ausdruck in Dufours Leistungen für das Rote Kreuz, dem Wunder über Wunden. Henri Dunant legte dem General das Manuskript des «Souvenir de Solferino» vor. Dufour begeisterte sich sofort für den humanen Gedanken: Hier war etwas Menschenmögliches zu leisten, das mehr ver-

sprach als die Gründung einer Friedensgesellschaft, der sich Dufour fernhielt, weil sie utopischen Zielen nachjagte. Mit seinem ganzen Ansehen und seiner Begabung setzte sich Dufour für das Rote Kreuz ein; er eröffnete am 25. Oktober 1863 die erste Konferenz, welche die Genfer Konvention vorbereitete, und er schlug im Mai 1864 Abzeichen und Fahne des Roten Kreuzes vor, worüber die Großherzogin Luise von Baden, Tochter des preußischen Königs 1866 an Dufour schrieb: «Möge die weiße Fahne mit dem roten Kreuz, dieses Zeichen eines Sieges der Nächstenliebe, im Herzen der Menschheit selber Wurzel fassen, möge sie, indem sie die internationalen Bande befestigt, ein Unterpfand des Friedens werden, ein Zerstörer der Kriege, ein belebendes Prinzip der Brüderlichkeit.» Mit der Gründung des Roten Kreuzes trug sich der von Mitleid und Mildtätigkeit geleitete Christ Dufour zusammen mit Dunant in das goldene Buch der Weltgeschichte ein.

### III.

Aus dem Christlichen wuchs das Menschliche hervor. Stand jenes unter der Devise «Honneur et franchise», so dieses unter dem einer Horazischen Ode entlehnten Wort: «Iustum et tenacem» – gerecht und fest. Diese klare, ruhige Haltung strahlte vor allem aus Dufours Führung des Sonderbunds-krieges. Er hoffte vorerst, das schwere Amt nicht übernehmen zu müssen; denn seine Überzeugung hieß: «In einem Bürgerkriege ist das größte Unglück nach demjenigen, besiegt zu werden: Sieger zu sein.» Als dann aber die Wahl doch auf ihn fiel, schrieb er der Tagsatzung mit männlicher Entschlossenheit: «Ist auch die Pflicht, die mir auferlegt wird, einigermmaßen peinlich, so schulde ich darum der hohen Tagsatzung nicht weniger Dank für den Beweis des Vertrauens, das sie mir . . . hat schenken wollen. Ich werde mich bemühen, mich seiner würdig zu erweisen.» Aber diese Festigkeit durchzitterte der Schmerz, weil die Tochter Annette den General anflehte, sich des Kommandos zu begeben und den Krieg gegen Miteidgenossen nicht zu führen. Die Tochter traf damit genau eine Spannung, die das Herz des Vaters zerquälte. Wir hören es aus Dufours Antwort: «Dein Brief schneidet mir in die Seele; ich vermag kaum die Feder zu halten. Ist das, was Du wünschest, ausführbar: Im entscheidenden Augenblick nicht mehr gehorchen, seine Pflicht verraten, wenn alles auf einem ruht! Mit welchem verächtlichen Namen müßte ich belastet werden? O, mein Gott, mein Gott, welche Lage: Ich bin mit einer großen Last beschwert, mit einer ernsten und schmerzlichen Aufgabe und werde dabei mißbilligt von meinen lieben Kindern. Welch ein Schmerz! Verzeih, verzeih.» Dufour meisterte die bittere Spannung zwischen seiner friedlichen Menschlichkeit und dem zwingenden Auftrag, einen Bürgerkrieg zu führen, indem er den Kampf unter

das Gesetz der Humanität stellte. Die Tagesbefehle zeugen davon. Schon ihr erster mahnte: «Soldaten, wir müssen aus diesem Kampf nicht nur siegreich, sondern auch frei von Vorwürfen hervorgehen. Man soll von euch sagen können, daß ihr tapfer gekämpft habt, wo es nötig war, daß ihr euch aber überall menschlich und großherzig gezeigt habt.» Dieser kraftvolle Satz läßt uns das *iustum et tenacem* als das echt Ritterliche begreifen, das wahrhaft Aristokratische, und wir vermögen daraus zu verstehen, daß überall dort, wo Dufour erschien, Friede und Vertrauen zurückkehrten. Deshalb durfte der General denn auch seine Tochter Annette am Schluß des Sonderbundskrieges mit den Worten belehren: «End aller Enden dürfte die große Krise für das Land mehr Gutes als Übel hervorbringen. Sicher hat sich das vaterländische Gefühl neu gekräftigt.»

Die beiden angeführten Stellen aus Briefen an seine Tochter enthüllen uns auch das Bild des Familienlebens. In herzlicher Verbundenheit lebten die Dufours patriarchalisch in einem bescheidenen Hause. Aber es ging von ihm der stille Glanz gepflegter Geistigkeit und heiterer Noblesse aus. Abends las der General seiner Familie und seinen Freunden oft vor. Der klassische *esprit Molières* durchwehte etwa den Raum; ein anderes Mal standen die schöngeformten Oden des Lieblingsdichters Horaz auf, und ein drittes Mal waren es die ethischen Schriften Senecas, die zu den Versammelten sprachen.

Es kann nicht verwundern, daß sich um den ritterlichen und gebildeten Dufour ein großer Freundeskreis sammelte. An seiner Spitze stand Louis Napoléon, der auch als Kaiser Napoleon III seinem Freund und einstigen Lehrer die Treue bewahrte. Als Napoleon dann 1870 bei Sedan in deutsche Gefangenschaft geriet, zeigte sich in einer Briefstelle wiederum das edle Wesen Dufours: «Aber ein großes Unglück ist nicht ohne Ausgleich für ein großes Herz; wenn es mit Würde und Standhaftigkeit ertragen wird, stellt es denjenigen sehr hoch vor der Geschichte, der sich solchermaßen als Sieger erweist über das Schicksal, das ihn zu Boden drückt.»

Das menschliche Wesen prägte sich aber am deutlichsten im Werk aus. Wie für alle großen Menschen galt dabei auch für Dufour, daß die Arbeit das Glück seines Lebens ausmachte. Diese Arbeit aber, die den *Menschen* Dufour kennzeichnete, ging allerwärts in den Raum des *Eidgenossen* Dufour über. Wir lösen aus dieser Verflechtung das Werk des Ingenieurs und des Schriftstellers; beide teilen wir dem menschlichen Bereich zu.

Es war schon der Ingenieur, der nach seinem Verzicht auf die militärische Laufbahn in Frankreich sein kärgliches Auskommen mit akademischen Vorlesungen suchte. Genf nützte dann bald die tatendurstige Kraft Dufours. Noch stand die Stadt beinahe in mittelalterlicher Form; sie wendete dem



See ihren Rücken und zeigte ein verschlossenes Gesicht. Dufour erneuerte als Ingenieur und später als Kantonsbaumeister das Wesen Genfs so, daß die Stadt sich gleichsam drehte und sich freundlich gegen den weiten See hin öffnete. Der Pont des Bergues, die Rousseauinsel, die Promenaden, das Observatorium und das Wasserwerk entstanden nach Dufours Plänen; er war es auch, der Genf die Gasbeleuchtung gab, während er sich später vor allem um den Bau der Eisenbahn Genf - Lyon mühte und damit der Stadt und der Schweiz ein Tor in die Welt öffnete. Zu den Werken des Ingenieurs haben wir aber auch Planung und Ausführung von Festungsbauten zu zählen, worunter St. Maurice an bedeutendster Stelle steht. All diese Arbeiten überbot Dufour mit seinem hervorragenden Kartenwerk, das seinen Wert bis heute nicht verloren hat. Die alte Tagsatzung beauftragte ihn noch mit diesem Werk, das er 1833 in Angriff nahm und nach über dreißig Jahren 1865 zum glücklichen Abschluß brachte. Trotz des geringen Lohnes – Dufour erhielt für das Kartenwerk jährlich vierhundert Franken als Entschädigung – ließ er sein Kartenwerk in 25 Blättern als hohe wissenschaftliche Leistung ausreifen. In scharfem Relief entfaltete sich das Bild der Schweiz, das nach seiner Vollendung die Behörden so begeisterte, daß sie 1865 dem höchsten Punkt des Landes den ehrenden Namen «Dufourspitze» verliehen.

Dufour setzte sich aber auch in seinen Schriften ein Denkmal. Wir vermögen hier die Fülle seiner Abhandlungen nur anzudeuten. Schon in Korfu entstand, ohne daß Dufour auch nur ein einziges Buch als Hilfe hätte benützen können, die ausgezeichnete «Abhandlung über die Perspektive», der in Genf die «Perspektivische Geometrie mit Anwendung auf die Schattenermittlung» folgte. Die Abhandlung über «Ständige Festungswerke» schlug die Brücke vom Ingenieur zum Militär, der als Schriftsteller besonders fruchtbar war. So schrieb der Ingenieur noch das «Handbuch für die praktischen Arbeiten im Felde für Offiziere aller Waffen» oder die «Instruktion für Genieoffiziere». Mit dem «Kurs der Taktik» und den «strategischen Blättern», den «Anweisungen für den Aufklärungsdienst» meldete sich der Mentor der Thuner Militärschule zum Wort. Kriegsgeschichtliche Studien führten ihn von den Feldzügen Rohans über die Villmergerkriege bis zu den Schlachten der zweiten Koalition im Jahre 1799. Die reiche Fracht der schriftstellerischen Gabe trug Dufour dann und wann den spöttisch gemeinten Namen eines «officier savant» ein. Die Spötter setzten sich ins Unrecht; denn die gründliche Bildung bremste die Tatkraft Dufours nicht; die Theorie half der Praxis; sie diente der klärenden Erkenntnis. Aus ihr meisterte Dufour sein Leben.

Wir stehen mit diesen Betrachtungen schon seit geraumer Zeit mit einem Fuß im Gebiet des Eidgenössischen und schließen darum die Betrachtung

des Menschlichen mit den Worten des Franzosen Aynard: «Toujours il fut l'homme du devoir.»

#### IV.

Der Eidgenosse lebt zugleich als Bürger und Soldat. In dieser vertrauten Formel liegt aber nicht bloß ein kennzeichnendes Merkmal des Schweizers, sondern ein Auftrag, eine Pflicht. Obwohl Dufour vor allem Soldat war, entzog er sich der bürgerlichen Aufgabe nicht; er hätte es für Schwäche oder Feigheit gehalten, die Politik zu vernachlässigen. Allerdings wächst das Maß der Pflichterfüllung gewaltig an, wenn der Eidgenosse den bürgerlichen und den soldatischen Raum abschreiten will. Dufour vermochte es, weil ihn einerseits die völlige Hingabe an das Land befeuerte und weil ihn andererseits das Wort aus Vergils *Georgica* leitete: «Labor improbus omnia vincit» — Die unablässige Arbeit besiegt alles. Unter dieser Devise verfolgte er sein oberstes Ziel: die Stärkung des Nationalbewußtseins. Darum focht Dufour überall, wo es um die geistige Einigung des Landes und um die Verstärkung der Armee ging. Diese hohen Ziele hoben ihn über die Beschränktheit engstirniger Parteidogmen hinaus, weshalb er von den Radikalen als konservativ und von den Konservativen als liberal eingeschätzt wurde. Darin sehen wir das beste Zeugnis für die gerade politische Haltung, die nicht zuletzt vom Soldatischen her beeinflußt wurde und schöpferische Kraft gewann.

Die Zeit aber forderte den Einsatz der besten Männer. Kaum war die 1815 wieder erstandene Eidgenossenschaft über der langen Tagsatzung und dem Wiener Kongreß in einen Halbschlummer gesunken, stürzten die Radikalen sie auf. Die Geisteskräfte der Aufklärung und der französischen Revolution stemmten sich lebhaft gegen einen Rückfall in die Form der vorrevolutionären Eidgenossenschaft. Die Reibung zwischen Altem und Neuem erzeugte eine Hitze, die das Staatsgebäude im Sonderbundskrieg entzündete. Die Größe Dufours als Bürger und Soldat rettete die Schweiz und schaffte so die Grundlage für den Neubau des Staates. Dessen Ausbau mitten im unruhigen Raum Europas forderte wieder kluge Entscheidungen, um so mehr als er nicht ungestört vor sich gehen konnte, sondern durch den Neuenburger- und Savoyerhandel beeinträchtigt wurde. Dufour empfand das Gebieterische, das in der Zeit lag, und er gehorchte ihm, obwohl das aufbrechende Neue nicht eitel Freude auslöste: Der Zerfall einer gegliederten Gesellschaft, die Veräußerlichung des Daseins, die Hinneigung zum bloßen Nutzen und der Hang zu jener frechen Bequemlichkeit, die Goethe in den Ausspruch faßte: «Vor der Revolution war alles Bestreben, nachher verwandelte sich alles in Forderung» — all diese Schwächen und Gefahren

wuchsen sich in Dufour zu Sorgen aus. Wir hören es etwa aus einem Brief von 1845, in welchem Dufour ein Urteil darüber fällt, daß Luzern die Gefangenen aus den Freischarenzügen nur gegen eine Geldentschädigung freiließ. Er schrieb: «Der ganze Geist des Jahrhunderts spiegelt sich darin; sie sind unschuldig, wenn sie genug Geld haben, um sich loszukaufen, schuldig beim Gegenteil.» Anders sorgte er sich um Frankreich, als er 1849 den Präsidenten Napoleon besuchte und ihn von drängenden, unverschämten Bittstellern umschwärmt fand: «Welch ein Volk! Und da behauptet man, mit solchen Leuten eine Republik aufzurichten zu können.» Wir können es uns nicht versagen, die Frage aufzuwerfen, was Dufour wohl heute schriebe, und ob er uns wohl nicht darüber belehrte, daß gerade das Schwinden des wahrhaft Soldatischen die Politik noch mehr verdorben habe. Aber trotz oder gerade wegen seiner Bedenken stellte sich Dufour mitten in das politische Geschehen. Seinem Heimatkanton diente er von 1819—1870 im Parlamentsrat, Verfassungsrat und Großen Rat, wobei er während der Erregungszeit vor 1848 mehr als einmal beruhigend und klärend eingriff. Für Genf zog er auch als Gesandter zur eidgenössischen Tagsatzung; nach 1848 wählte ihn Bern zum Nationalrat, Genf bestätigte ihn 1854 und verlieh ihm endlich 1862 die Würde eines Ständerates. Die Eidgenossenschaft nützte Dufours Freundschaft mit Napoleon III, indem sie den General im Neuenburger- und Savoyerhandel mit diplomatischen Missionen betraute. 1870 aber übertrug sich Dufour eine solche Mission selbst, als in der französischen Kammer die Möglichkeit der Schweiz, ihre Neutralität zu verteidigen, bezweifelt wurde. Aus eigenem Antrieb schilderte der alte General dem Kriegsminister, Marschall Leboeuf, in einem Brief die schweizerischen Verhältnisse und schloß: «Da sich die Dinge so verhalten, garantiere ich nicht nur den Willen, sondern die *Möglichkeit* für die Schweiz, unter allen Umständen und gleichviel gegen wen, eine Neutralität zu verteidigen, die nur ein leeres Wort sein würde, wenn sie lediglich durch die Verträge gesichert wäre.» Mit diesen wenigen Andeutungen umschreiben wir Dufours politische Arbeit, die allein ausgereicht hätte, ein Leben beinahe zu füllen. Es handelte sich um eine politische Arbeit, die völlig fern jener Ehrgeizelei stand, welche die Politiker oft bewegt. Wir lesen das aus Dufours beispielhaftem Wort: «Ich beobachtete den andern gegenüber eine Zurückhaltung, die mir durch meine Unkenntnis der betreffenden Gegenstände auferlegt war und durch meinen Wunsch, meinerseits nichts zu einer Erörterung beizutragen, welche die Advokaten und andere Redner nur zu lange hinziehen, indem der eine den andern wiederholt.» Wir ersehen aus diesem Wort, daß es dem Politiker Dufour nicht um sein Selbst, sondern um die Sache ging. Und diese Sache war immer die Eidgenossenschaft, was

sich am schönsten in Dufours Kampf für die Schweizerfahne zeigte. Als Tagsatzungsgesandter rief er 1830 der hohen Versammlung zu: «Wenn es eine unbestreitbare Wahrheit gibt, so ist es diese, daß die Schweiz alles tun muß, um jenen Grad von Einigkeit und Stärke zu erlangen, ohne welchen sie keineswegs geachtet werden kann.» Dufour wollte darum die Armee bewußter und eindeutiger auf das Eidgenössische sammeln: «Man sieht in unsern Lagern Bataillone von 22 verschiedenen staatlichen Gebieten, während man dort nur Schweizer sehen sollte, die unter das gleiche Banner geschart sind.» Unter dem Sinnbild der gleichen Fahne sollte sich das eidgenössische Bewußtsein heben. Dufours Kampf dafür symbolisiert sein politisches Programm und schlägt die Brücke zum Soldaten hinüber.

Diesen Soldaten brauchte die Schweiz; denn der eidgenössischen Armee mangelte noch alles zur Tauglichkeit. Die kantonalen Kontingente verhinderten die geschlossene Einheit; die verschiedenartige, meist stümperhafte Ausbildung erreichte keine Schlagfertigkeit, und die Nachwehen des lässigen Friedens seit Marignano und der Not während Zusammenbruch und Besetzung hielten das Kriegsgenügen hintan. So stand für den jungen, gut geschulten Pionierhauptmann ein großes Brachfeld offen. Dufour machte sich sofort ans Werk. Mit Eifer betrieb er vorerst die Gründung der Militärschule Thun, die schon 1819 gelang. Aus dieser Schule, deren Seele Dufour auf lange Jahre hinaus war, sollte nicht nur ein tüchtigeres Offizierskorps hervorgehen, das befähigt war, durch die Verbesserung der kantonalen Milizen eine brauchbare Armee zu schaffen, sondern die Schule sollte auch zur Pflanzstätte des keimenden Nationalgefühls werden. Aus beidem mußte die Armee jenes Selbstvertrauen gewinnen, das sie befähigte, ihren Neutralitätsauftrag erfolgreich zu erfüllen. Voraussetzung dafür war für Dufour der Kopf des Offiziers, weshalb er in seiner Eröffnungsrede deutlich feststellte: «C'est donc par l'instruction qu'un militaire doit se faire remarquer; sans cela, il peut être sûr de passer sa vie dans les rangs inférieurs.» Begeistert lehrte Dufour die nächsten Jahre hindurch; er führte seine Schüler – worunter sich auch einmal der zukünftige Napoleon III befand – über die Kenntnis der technischen Einzelheiten zur taktischen Führerschulung und zur geistig-seelischen Einstellung auf die harte Wirklichkeit des Krieges. 1825 wurde er Oberstleutnant und zwei Jahre später als erster Genfer eidgenössischer Oberst. Eben jetzt hob der Sturm der Regeneration an, der das Gewitter von 1848 verkündete. So häuften sich die verantwortungsvollen Aufgaben. Die französische Julirevolution rief einem Aufgebot, das Guiger de Prangins kommandierte. Dieser bekannte, daß sein Generalstabschef Dufour die Seele der Armee gewesen sei. 1832 trat Dufour die Stelle des Oberstquartiermeisters an; 1833 führte er energisch die eidgenössischen Inter-

ventionstruppen in Basel; im Napoleonhandel stand er wieder an der Spitze des Generalstabes; 1834 und 1843 kommandierte er in Genf und war 1841/42 durch geheimen Tagsatzungsbeschluß designierter Oberbefehlshaber im Falle eines Konfliktes. Mit der Führung des Sonderbundkrieges stieg er zur Höhe auf. 1849 kommandierte er im Büsingerhandel wieder, und noch einmal wurde ihm die Würde des Generals im Neuenburgerhandel übertragen. Dort blieb bemerkenswert, wie Dufour sich am rechten Flügel auf eine Offensive einstellte, die – hätte sie ausgelöst werden müssen – von der Fanfare des «Roulez tambours» befeuert worden wäre. Dazwischen leistete Dufour eine Unmenge von Kleinarbeit als Chef des Generalstabes, bis er 1867 zurücktrat und dabei dem Bundesrate schrieb: «Es versteht sich von selbst, daß, falls ich trotzdem noch zu etwas taue, die geringe Kraft, die mir verbleibt, immer dem Dienste des Vaterlandes gewidmet sein wird; meine Liebe zu ihm wird erst mit meinem Leben aufhören.»

Am schönsten aber entfaltet sich das Wesen Dufours im Sonderbundskrieg vor uns. Die Aufgabe war nicht nur heikel; sie war im ernstesten Sinne schwer. Eine Barrikade lief durch die Schweiz, auf deren beiden Seiten sich die Eidgenossen feindlich gegenüberstanden. Die radikalen Hitzköpfe verlangten rauhe Schläge; Dufour aber sah ein, daß der Krieg nur zu einem Erfolg führen konnte, wenn er möglichst unblutig und kurz verlief. Unblutig, weil der Erfolg die feindlichen Brüder zu neuer Staatsgründung und zu volkswirtschaftlicher Einheit zusammenführen mußte; kurz, weil sonst das Eingreifen der reaktionären europäischen Mächte zu fürchten war. Sorgfältig und bedachtsam stellte Dufour seine Kräfte bereit. Plan, Bereitstellung und Ablauf gewannen ihre Reife aus der edlen Menschlichkeit, dem vaterländischen Empfinden, der soldatischen Haltung und der strategischen Kunst des Generals. Die Menschlichkeit Dufours sprach aus den Tagesbefehlen, welche die Wehrmänner immer wieder zur Tapferkeit, aber auch zu Großmut und Edelsinn aufrief. Das vaterländische Empfinden zeigte sich im festen Willen, den Gegner durch Märsche zu besiegen und das Blutvergießen so gut als möglich zu verhindern. Die soldatische Haltung bezeugte sich in der festen Männlichkeit und im Vertrauen; die eine bewies Dufour damit, daß er entschlossen seinen Plan verfolgte und sich durch nichts ablenken ließ; das Vertrauen zeigte Dufour dadurch, daß er seinen Unterführern klare Weisungen erteilte, ihnen dann aber freie Hand ließ. Die strategische Kunst endlich glänzte aus Plan und Durchführung: Damit, daß er das isolierte Fribourg zur Kapitulation zwang, machte er Bern den Rücken frei; zugleich erschütterte er mit diesem ersten Erfolg das Gebäude des Sonderbundes. In der zweiten Phase ließ er die Armee – ohne Rücksicht auf Gotthard, Tessin und Wallis – durch die Flußtäler konzentrisch auf das

strategische Hauptziel Luzern gehen, wobei das Schwergewicht am linken Flügel vorerst Zug zu Fall brachte und dann die Verbindung zwischen Luzern und Schwyz zerschnitt.

Wären die Radikalen während der Vorbereitung verführt, Dufour mit dem Römer Fabius Cunctator, dem Zauderer, zu vergleichen, so wären wir – wenn nicht Dufours edle Haltung das verböte – fast bereit, ihm das cäsarische *Veni, vidi, vici* – ich kam, sah und siegte – zuzusprechen. Jedenfalls aber gilt, was Otto Weiß rühmend hervorhebt, daß Dufours Schwert Schäden heilte, welche die Politik verursacht hatte. Kein Wunder, daß der Dank des Volkes in immer neuen Wellen um Dufour brandete. Der Nuntius sprach Dufour seinen Dank aus; Luzerner Nonnen übersandten ihm eine Stickerei mit dem biblischen Worte: «Glücklich diejenigen, die den Frieden bringen», und der schwyzerische Landammann Nazar von Reding schrieb, als Dufour ins Zivilleben zurückkehrte: «La reconnaissance des vainqueurs et l'estime des vaincus vous y suivront.» Die Fülle des Dankes faßte die Tagsatzung in Ehrengeschenk und Lobpreisung zusammen, aus der wir festhalten: «Votre nom prendra place dans l'histoire à côté de celui des grands hommes et sera, dans l'avenir comme dans le présent, considéré comme un modèle, tant que les mots patriotisme, dévouement, humanité conserveront leur véritable signification.»

Unser Anliegen muß hier sein, den schäumenden Dank zu klären durch die Frage, worin das Wesen der Größe von Dufours Führerpersönlichkeit liege. Soweit diese durch den menschlichen Charakter bestimmt ist, sehen wir klar; wir fragen hier noch nach dem spezifisch Militärischen. Die Grundlage bietet Dufours Überzeugung, daß der Krieg das größte Übel für die Menschheit sei, weshalb er kurz geführt werden müsse. Ein Krieg kann aber nur kurz sein, wenn er mit gründlicher Kenntnis geführt wird. Diese gibt vorerst dem Führer die ruhige Sicherheit. Dann erlaubt sie Einfachheit, Klarheit und geistige Beweglichkeit. Der einfache und klare Befehl nennt die Besammlungsorte, die Operationsbasis, die Operationslinien und die zu erreichenden Punkte. Die Beschränkung auf diese vier Elemente ist notwendig, weil der Kampfverlauf Einzelheiten ändert, die mit geistiger Beweglichkeit zu meistern sind. Die Führung aus gründlicher Kenntnis schafft klaren Grundsatz. Er lag für Dufour in einem «système de défensive attaquante.» Für die Landesverteidigung als Ganzem stellte Dufour den Grundsatz auf: «Résistance à la frontière et concentration en arrière», eine Formel, die wir im 20. Jahrhundert mit Grenzschutz und Feldarmee zu erfüllen gelernt haben. All diese Wissenschaftlichkeit hinge aber in der Luft, wenn sie nicht auch das Menschliche ermäße. Dufour betonte die Wichtigkeit des persönlichen Beispiels, der Fürsorge für die Truppe und der menschlichen

Verbindung mit der Mannschaft. Darum wollte er seine Soldaten sehen und kennen, darum befeuerte er sie durch Tagesbefehle und kurze Ansprachen. All das geschah nicht im Sinne einer hätschelnden Demokratisierung; Dufour stellte genau fest: «La discipline est la première nécessité d'une armée. L'honneur est la base la plus solide de la discipline.» Der Führer mußte deshalb das «juste milieu» anstreben, in dem Güte und Strenge geeint waren. In kurzen Worten faßte Dufour das Wesen des Führers zusammen: «Un chef doit être ferme dans ses résolutions, impénétrable dans le secret; il doit se montrer le père des soldats, veiller à leurs besoins, partager leurs fatigues et leurs privations.» Dufour lebte, was er dachte, und darin lag ein Teil seiner Größe, die Bundesrat Motta in die Worte fügte: «Cet homme prestigieux fut un grand chef parce qu'il fut un grand serviteur.» Mit diesem Wort leiten wir zur abschließenden Wertung über.

## V.

Wir sind, trotzdem wir uns zu einer flüchtigen Skizze genötigt sahen, eines reichen, nach vielen Seiten verstrahlenden Lebens inne geworden. Aber trotz der Vielfalt, die sich vor uns ausbreitete, beeindruckt uns dieses Dasein durch seine erhabene Geschlossenheit. Jede Spur einer Vergeudung fehlt. Worin liegen die Gründe zu diesem harmonischen und eindrücklichen Bild? Sicher gewann Dufours Leben deshalb so edle Festigkeit, weil es aus einer im Göttlichen verwurzelten Weltanschauung wuchs; diese gab Dufour das Gefühl für jene höhere Verantwortung, die über das schwankend Menschliche hinausreichte. Die metaphysisch gerichtete Weltanschauung schenkte Dufour aber auch die einfache Klarheit, die schlichte Geradheit seines Weges. Und es waren wiederum diese Weltanschauung und die aus ihr entspringende Verantwortung, die Dufour vor der schlimmsten Männerkrankheit bewahrten, vor dem süchtigen, nach Selbsterhöhung eifernden Ehrgeiz. Schon 1822 schrieb er seiner Frau: «Je poursuis ma carrière avec tranquillité et avec la seule ambition de laisser après moi la réputation d'un homme probe et de bon citoyen.» So widmete er sich als immer bescheidener Diener seiner Pflicht, und diese Pflicht bedeutete ihm keine bittere Fron, sondern ein Auftrag, der frohmütig und kraftvoll, bejahend und rechtschaffen gelöst werden wollte. Denn: Diese Pflicht, die es zu erfüllen galt, hieß: Friede und Freiheit der Eidgenossenschaft. Diesem Auftrag diente er als Soldat und Politiker, als Erzieher und Anreger in schwerer Zeit. Dadurch aber gab uns Dufour als Christ, Mensch und Eidgenosse ein Vorbild, das heute so lebendig ist wie vor hundert Jahren, als der Bundesrat schrieb: «Vous avez bien mérité du pays. Dans les jours de la paix comme dans ceux du danger, vos concitoyens ont compté sur vous et vous avez toujours ré-

pondu à leur attente. Vos services sont gravés dans les coeurs de tous, l'histoire les enregistrera, avec l'expression de la même reconnaissance, dans les annales de notre République.» An uns ist es, dem großen Vorbild Dufours nachzustreben. Möge die edle Seele des Generals uns zu gültiger Pflichterfüllung, selbstlosem Dienst und maßvoller Menschlichkeit entflammen.

## Der Frequenz-Beratungsdienst

Von Hptm. Kurt Bolliger

Der nachstehende Aufsatz betrifft ein Spezialgebiet, dem wir jedoch meiner Meinung nach unsere Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Wir gewöhnen uns daran, eine ganze Reihe verschiedener Kurzwellen-Apparate in unserer Armee zu verwenden und der Aufsatz ist ein Beitrag dazu, diese Verwendung möglichst rationell zu gestalten. Da ich annehmen muß, daß die Mehrzahl der Leser unserer Zeitschrift so wie ich selbst, eine Anzahl Fachausdrücke nicht ohne weiteres versteht, habe ich den Verfasser gebeten, in einem Anhang diese Fachausdrücke auch einem breitem Publikum zu erläutern.

Aus Platzgründen haben wir den Aufsatz nicht früher veröffentlichen können. Der Verfasser macht uns darauf aufmerksam, daß inzwischen im Ausland Veröffentlichungen über dieses Gebiet der Militärwissenschaften erschienen sind, die er in seinem Text nicht mehr hat berücksichtigen können. Wir sind jedoch der Auffassung, daß dies den Wert des Artikels nicht schmälert. Red.

### I. *Entwicklung und Aufgabe*

Katastrophale Rückschläge in der Luftkriegsführung in Europa, deren Ursachen vor allem in ungenügenden Verbindungen zu suchen waren, führten die Alliierten im Jahre 1941 zur Bildung des «British Inter Service Ionosphere Bureau». Die Luft- und Seekriegsführung im Pazifik brachte im selben Jahr die Einsetzung des «Australian Radio Propagation Committee». Ein Jahr später riefen die Vereinigten Staaten das «Interservice Radio Propagation Laboratory» als Bestandteil des «National Bureau of Standards» ins Leben. Unabhängig davon, aber ebenfalls auf Grund mißlungener Operationen der Luftkriegsführung, verfügte der Chef des Nachrichtenswesens der deutschen Luftwaffe zum selben Zeitpunkt die Gründung einer «Zentralstelle für Funkberatung» beim OKL. Einen analogen Dienst richtete auch das verbündete Japan ein.

Es ist weiter nicht verwunderlich, daß in beiden Lagern die Fliegerei den Anstoß zur systematischen Erforschung und Voraussage der Ausbreitungsbedingungen hochfrequenter Schwingungen gab. Flugfunk-Verbindungen sind die längsten aller Wehrmachtsteile, durch kein anderes Mittel